

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 20 (1916)

Artikel: Gottfried der Schmied
Autor: Altheer, Paul
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-572528>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 01.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Und Frucht um Frucht brach mir des Engels starke Hand,
 Und mild sprach er mir zu: Ist jetzt, du Wandersmann!
 Erstarken kann allein, wer diese Frucht genoß.
 Des Baumes, der aus Felsenwüsteneien sproßt
 Und unser harret, am End der müden Fahrt.

Und trug mich neugekräftet in mein fruchtlos Tal,
 Von seinen weiten Schwingen leuchtete der Tag.

William Wolfensberger, Fuldera.

Gottfried der Schmied.

Erzählung von Paul Altheer, Zürich.

Nachdruck verboten.

Alle Rechte vorbehalten.

Pferdegetrappel schlug die Latte eines leichten Trabes auf der von einem spärlichen Morgenregen noch etwas feuchten, aber nicht mehr schmutzigen Landstraße. Ein eleganter Landauer rollte unhörbar an den ersten Häusern des Dorfes vorbei. Er war gezogen von zwei stolzen weiß und schwarz gefleckten Vollblütern, die mutig die Köpfe warfen, daß die Mähnen flatterten, und ihre schlanken Beine wie zum Tanze leicht und zierlich hoben. Als die letzten Häuser erreicht waren, hörte man vom Bock einen schnalzenden Laut. Gleichzeitig strafften sich die Zügel. Die Köpfe der Pferde fuhren trotzig zurück, und mit einigen Schritten brachten die beiden Tiere das leichte Gefährt zum Stehen.

Der Mann auf dem Bock suchte mit seinen Blicken das vor ihm stehende Haus ab. Hinter staubigen Fenstern lohete eine Esse rot und golden, und ein kräftig geführter Hammer dröhnte klingend auf sprühendes Eisen, daß die Funken hoch flogen und leuchtend zur Seite tropften. Aus einem geöffneten Tor, hinter dem allerhand Räder und Wagen standen und herumlagen, schleppte sich ein breitschultriger Mann mit verrußtem Gesicht. Er hatte eine schwarzglänzende Lederhürze vorgebunden und die Ärmel eines blau und weiß gestreiften Hemdes bis über die Ellbogen zurückgeschlagen.

„Seid Ihr der Meister, Herr?“ rief der Fremde, indem er vom Wagen stieg und den Mann aufmerksam betrachtete.

Dieser wischte sich mit dem Rücken seiner zerarbeiteten Hand über den Schnurrbart, einmal von der Nase nach links und einmal von der Nase nach rechts, und sagte mit unbeherrschter Stimme:

„Seh ich vielleicht aus wie ein Nichtstuer, der dem lieben Herrgott den Tag abstiehlt? Freilich bin ich der Meister hier — wenn auch andere manchmal zeigen wollen, daß ihnen im Laufe von zwanzig Jahren ein Maul gewachsen ist, das einmal gründlich gewaschen zu werden verdiente!“ fügte er hinzu und warf einen bösen Blick nach dem Fenster, hinter dem die glühenden Eisen knirschten und die goldenen Funken stoben.

Der Fremde hatte dem Schmied forschend ins Gesicht geschaut. Er wandte sich dem einen der beiden Pferde zu, indem er sagte: „Hier, mein Cäsar hat einen Nagel verloren. Jetzt fahren wir schon drei Stunden so, ohne daß wir einen brauchbaren Hufschmied angetroffen haben. Ich möchte nicht gern das Eisen verlieren. Kömmt Ihr mir schnell helfen, Meister?“

„Natürlich kann ich. Das wäre noch schöner! Ich soll nicht einmal mehr einen Gaul beschlagen können?“ brummte der Schmied, indem er seinen ledernen Schurz zurechtzupfte.

Der Fremde spannte das Pferd aus und führte es auf den Platz vor dem Hause. Dort band er es an einem der drei Ringe fest, die zu diesem Zweck in die starke Grundmauer des Gebäudes eingegossen waren. Der Schmied hantierte planlos im Schuppen und vor dem Haus herum und schien keine große Lust zu haben, die Arbeit zu beginnen. Erst als der Fremde bemerkte, daß er nicht gedente, in dem traurigen Nest zu übernachten, raffte sich der Alte auf und machte sich mit dem Pferd zu schaffen.

Das Tier zeigte eine sonderbare Unruhe, und einmal fehlte nicht viel und ein

Huffschlag hätte den Kopf des Schmieds getroffen. Der Schmied antwortete mit einem saftigen Fluch. Der Fremde aber, der der Arbeit zusah, konnte schon in der nächsten Minute eine Bemerkung über die sonderbare Art der Hantierungen des Meisters nicht unterdrücken. Er rief: „Zum Donnerwetter! Wenn Sie nicht besser aufpassen, werden Sie von dem Jungen was abkriegen, an dem Sie längere Zeit zu tragen haben werden. Es ist kein Mistkarrenblut, an dem Sie da herumhantieren!“

Der Schmied lachte und brummte: „Wollt Ihr mich lehren ein Pferd anfassen? Was diese jungen Leute sich alles herausnehmen! Sie sind alle gleich. Immer ein großes Maul und — au, verdammt ...“

Er hatte in seiner Sorglosigkeit dem Pferd zu wenig Beachtung geschenkt und nicht gesehen, wie es die Ohren spitzte und den Kopf aufrichtete. Dann, als er ihm mit einem festen Griff wohl ein bißchen weh getan hatte, hatte es erschreckt ausgeschlagen und ihn so kräftig in den Magen getroffen, daß ihm für ein paar Augenblicke die Luft ausging. Der Schmied ließ das Pferd los und kauerte, die Fäuste gegen den Leib gepreßt, mit unterdrücktem Stöhnen nieder.

Das Pferd hatte kaum seine teilweise Freiheit gefühlt, als es sich erst auf die vordern, dann auf die hintern Beine stellte und gewaltig an der Halfter zerrte. Der Fremde eilte hinzu, und nur mit Aufbietung all seiner Kräfte vermochte er das störrische Tier festzuhalten.

Der Lärm der klingenden Hufe hatte einen hochgewachsenen jungen Mann unter die Türe der Schmiede gelockt. Hinter dem ruhigen Gesicht glühten zwei hellblaue feurige Augen.

Als der Jüngling sah, in welchen Nöten sich der Fremde befand, eilte er rasch herbei und griff kräftig in das Kopfgeschirr des sich immer toller gebärdenden Pferdes. Das Tier warf den Kopf hoch auf und riß den schwarzen sehnigen Arm des jungen Schmiedes mit empor. Der nach den Schultern fallende Hemdärmel enthüllte einen kräftig entwickelten Oberarm, an dem sich die Muskeln wie eiserne Bänder

spannten. Das Tier fühlte sich unter der Klammer dieses am Amboß gestärkten Armes machtlos und gab sich nach einigen wenigen nutzlosen Befreiungsversuchen vollständig besiegt. Ein nervöses Zucken eilte über seine schlanken Glieder. Der Jüngling aber verstand mit einer so unauffälligen Bewegung des freien Armes den Hals des stolzen Geschöpfes zu berühren und begütigend zu klopfen, daß es Vertrauen zu ihm zu gewinnen schien und sich nach und nach beruhigte. Der Alte hatte sich unterdessen wieder erhoben und war fluchend im Haus verschwunden.

Sobald das Pferd vollständig beruhigt schien, bat der Junge den Fremden, er möchte es ihm bei der Arbeit halten. Der Fremde, der dem kräftigen Mann wohlgefällig bei der Bändigung des Tieres zugeesehen hatte, war dazu gern bereit und meinte: „Ihr versteht mit Pferden umzugehen, junger Mann. Seid Ihr der Gesell hier oder der Sohn von dem Alten?“

„Der Sohn bin ich!“ gab der Junge zur Antwort.

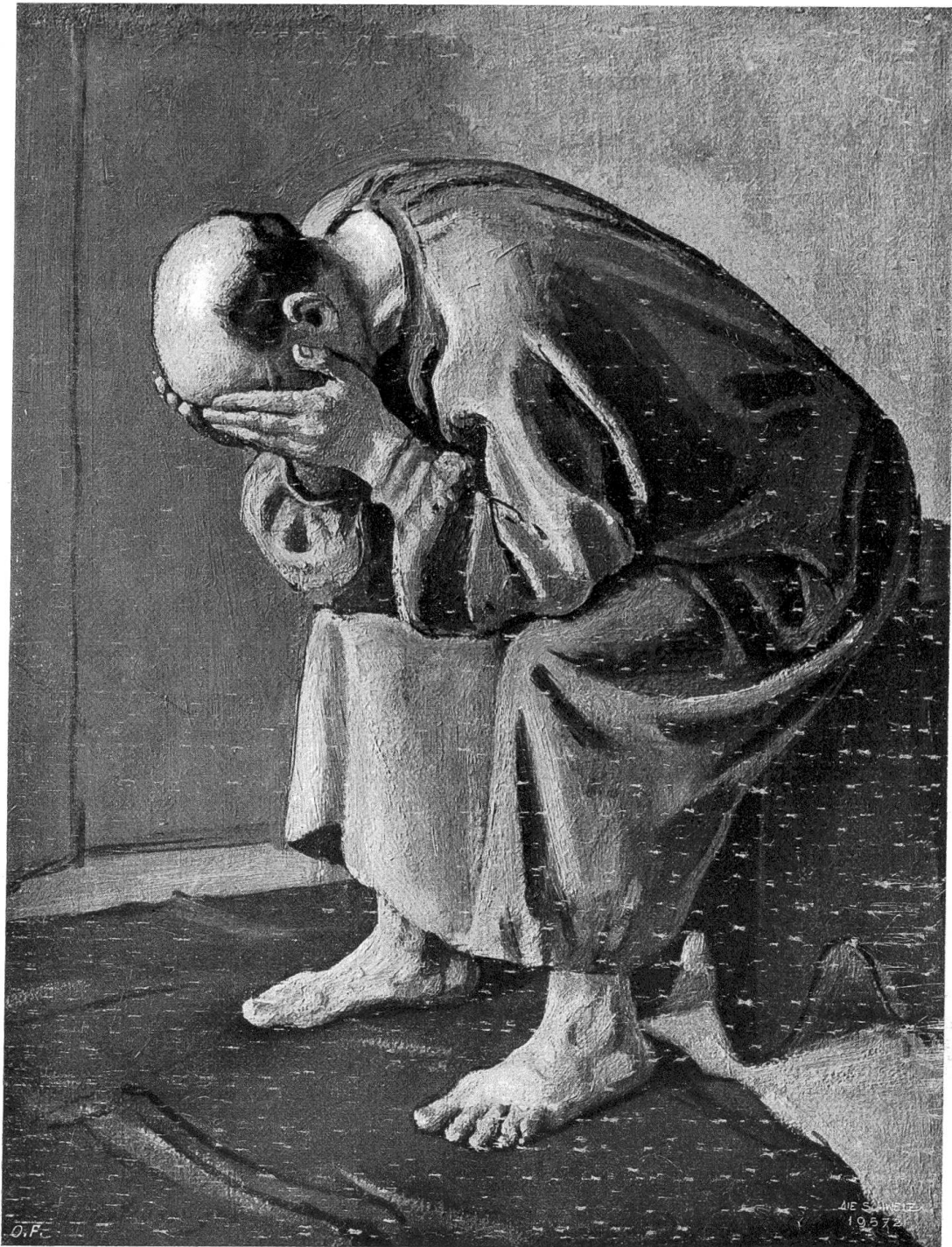
„So, so. Freut mich. Ihr habt das Tier gut in die Hand genommen, das muß man sagen!“

Der Junge schämte sich des Lobes und sagte: „Das lernt man so mit der Zeit. Ein Pferd ist auch nicht schwer zu halten, man muß es nur scharf beobachten und nicht nachlassen.“

„Nicht nachlassen! Ihr habt gut reden, mit Euern wahrhaftigen Armen. Ein anderer kann hundertmal wollen, und es nützt doch nichts, wenn der Gaul anders will.“

Der junge Schmied gab keine Antwort. Er war schon mitten in der Arbeit. Er verschwand für einige Augenblicke in der Werkstätte, und man sah die Esse lohnen und hörte das Eisen unter den Schlägen des Hammers knirschen und den Amboß klingen. Nach kurzer Zeit war die Arbeit getan, das Pferd wieder eingespannt und der Wagen zur Abfahrt bereit. Der Fremde schwang sich auf den Bock, zog die Zügel an und rief im Abfahren dem jungen Schmied zu: „Also, wie gesagt, ich komme nächste Woche mit den andern beiden Gäulen hier vorbei. Auf Wiedersehen!“

Er schnalzte mit der Zunge, die Röß-



Ernst Würtenberger, Zürich.

Büßender.
Galerie Henneberg, Zürich.
Phot. Ph. & E. Lind, Zürich.

lein legten sich ins Geschirr, und in leichtem Trab ging es davon.

Der junge Hufschmied verschwand in dem Haus und trat in eine niedrige, sauber gehaltene Stube, der man das segensreiche Walten eines tätigen Hausgeistes auf den ersten Blick ansah.

Der Alte saß am Tisch und starrte mit blöden Augen vor sich hin. Als er den Sohn eintreten sah, lallte er: „Was willst du? Ist er weg?“

Der Sohn gab keine Antwort.

Der Alte fuhr fort: „So ein Vieh, so ein verdammtes! Steht mir mitten in den Bauch hinein!“

Der Sohn schaute seinem Vater in die entzündeten Augen mit dem flackernden Licht und sagte: „Geh zu Bett, Vater, leg dich schlafen!“

Nun warf sich der Alte in die Brust und rief: „Was soll ich? Zu Bett? Ich bin der Hufschmied Josef Hartmann und habe die Stärksten nur so genommen, wenn es drauf ankam...“ Er demonstrierte mit unbeherrschten Armen einen beliebten Griff, der beim Ringkämpfen von den Männern der Gegend, die sich ihrer überlegenen Kraft bewußt waren, gern und mit Erfolg angewendet wurde. „Und heute kommt mein Bub und will mich ins Bett schicken...“

Der Junge faßte seinen Vater kräftig an und drängte ihn zur Kammertür.

„Nein, nein!“ rief der Alte und wehrte sich gegen die kräftigen Arme seines Sohnes ohne Erfolg. „Gottfried! Hörst du!“ rief er. „Ich will nicht! Laß doch — zum Teufel — laß doch meine — Arme frei!“

„Du sollst schlafen, Vater,“ mahnte Gottfried leise, aber eindringlich, „komm!“

„Du meinst wohl — ich bin — ich bin — betrun—ken?“ lallte der alte Hartmann und blinzelte den Sohn lauernd an.

Der Junge sah wieder das Flackern in den entzündeten Augen seines Vaters und spürte den fusligen Atem des Alten. Er verzog schmerzhaft den Mund und sagte nichts. Mit großer Mühe gelang es ihm, den Betrunkenen in die Schlafkammer zu drängen und zu Bett zu bringen. Kaum war die rotweißfarierte Decke über dem Alten ausgebreitet, so vernahm Gottfried schon die schweren, knarrenden Atemzüge des bereits entschlafenen Vaters.

Als Gottfried aus der Kammer trat, stand eine tiefe Falte senkrecht zwischen den schön geschwungenen Augenbrauen, die sich kräftig berührten. Er verschwand suchend hinter dem Tor, aus dem der Alte vorhin dem Fremden entgegengetreten war. Hinter einem Haufen alter Körbe und Radteile fand er bald eine Flasche. Er verbiß sich mit seinen blanken Zähnen in der Oberlippe und hielt die Flasche prüfend gegen das Licht, das vom Eingang her recht spärlich in den düstern Raum drang. „Dacht ich mir's doch,“ knirschte er, „immer dieser verfluchte Fusel!“ Er schleuderte die Flasche an die Mauer, daß die Scherben klirrten.

Der Sohn wandte sich wieder der Werkstätte zu. Er legte Eisen ins Feuer, zog den Blasbalg, daß die Flammen hoch aufflachten und sein wie aus Stein gemeißeltes Gesicht mit dem scharf gezogenen Mund und den trozig blickenden Augen grell beleuchteten.

* * *

Gottfried war in seine Arbeit vertieft. Da steckte ein munteres, schlank gewachsenes Mädchen seinen fröhlichen Blondkopf in die ruhige Werkstatt und rief ein lustiges „Guten Abend!“ mitten in den Lärm des klingenden Eisens hinein.

Der Junge hielt den Hammer im Schwung an und schaute sich um. Er sah das Mädchen, nickte ihm lächelnd zu und sagte mit verhaltener Stimme: „Grüß Gott, kleine Agathe!“

Agathe sah das Gewölk im Gesicht des Bruders und fragte, nichts Gutes ahnend: „Ist Vater zu Hause?“

„Ja, er ist in der Kammer!“

Agathe ließ das Köpfchen sinken und schlich sich still hinweg.

Nach Feierabend saßen Bruder und Schwester in der Stube beim Abendessen, als es an die Türe klopfte.

Agathe sprang auf und zog die Türe zum Schlafzimmer leise zu, während Gottfried, der mit dem Rücken gegen die Flurtüre saß, das Klopfen mit einem lauten „Herein!“ beantwortete und sich auf dem Stuhl umdrehte, um zu sehen, wer ihnen die Ehre eines Besuchs erweise.

Es war ein ehemaliger Schulkamerad, der seinen Freund zu einem kleinen

Spaziergang abholen wollte. Daran anschließend wollten sie zusammen hinunter gehen, in den „Sternen“, wo der örtliche Vorstand einer jungen politischen Partei seine Sitzung hielt.

„Willst du einen Augenblick warten, Emil?“ sagte Gottfried, schob seinem Kameraden einen Stuhl hin und machte sich wieder über sein Essen her.

Emil war der Sohn eines Schreiners aus dem gleichen Teil des Dorfes. Er sah sich in der Stube um und fragte, mehr um überhaupt etwas zu sagen, als weil es ihn interessierte: „Ist euer Vater fort oder ist er nicht wohl, daß er nicht mit euch zu Abend ißt?“

Agathe suchte nach einer Ausrede. Gottfried bemerkte ihre Verlegenheit und antwortete rasch: „Ein Pferd hat ihn geschlagen heut nachmittag. Nun fühlt er sich nicht ganz gut.“

Emil machte ein Gesicht, das ungefähr sagen sollte: „So, so? Das tut mir herzlich leid. Hoffentlich ist es nicht gefährlich.“

„Es ist nicht gar so schlimm,“ mischte sich nun auch Agathe ins Gespräch. „Bis morgen wird wohl alles wieder in Ordnung sein.“

Bald darauf brachen die beiden Kameraden auf. Gottfried überragte den Freund um Kopfeslänge. Er hielt sich stramm und aufrecht, während Emil, der den ganzen Tag an der Hobelbank stand, mit etwas vornüber geneigtem Kopf neben ihm her schritt.

Sie plauderten in etwas gezwungenem Ton über allerhand Tagesneuigkeiten. Es zeigte sich aber, was sich immer zeigt, wenn Schulkameraden nach der Schulzeit wenig oder gar nicht mehr zusammengekommen sind: jeder tastete unsicher und vorsichtig nach den Tiefen des andern und betrachtete es als etwas ganz Neues, daß es in dem andern Menschen, der da neben ihm schritt, noch etwas gab, das ihm, trotz vielen gemeinsam verlebten Jahren, noch unbekannt und neu war.

Im „Sternen“ warteten schon einige andere junge Leute auf Emil, der der Schriftführer des Parteivorstandes war.

„Ihr werdet nichts dagegen haben,“ redete Emil nach der ersten Begrüßung seine Freunde an, „wenn ich den Gottfried an unserm Tisch Platz nehmen heiße. Er

gehört sowieso zu uns, und stören wird er uns auch nicht.“

Gottfried bestätigte durch ein knappes Kopfnicken die Worte seines Freundes. Dann ließ er sich ohne weiteres an dem Tische nieder. Emma, das neunzehnjährige Töchterlein des Sternenswirtes, eilte herbei, gab den beiden Neuangekommenen die Hand und fragte: „Nun, was trinken die Herren?“

Emil machte ein böses Gesicht und sagte: „Herren sind wir allenfalls nicht. Der da heißt Gottfried und ist der Sohn vom Hufschmied Hartmann hinter dem Bühlergarten. Und ich bin der Emil und gleichfalls der Junge vom Alten. Und weil du uns so hageldumm angeredet hast, mußt du jetzt zwischen uns Platz nehmen und uns helfen bei unserer Politik!“

„Du bist ein Cholberi,“ gab das Mädchen schnippisch zurück. „Und was ihr zu trinken haben wollt, das weiß ich jetzt doch noch nicht. Also, hüpf ein bißchen!“

Sie brachte ihnen zu trinken und setzte sich, von Emil genötigt, zwischen ihn und seinen bescheiden zur Seite rückenden Freund.

Gottfried verstand sich nicht sonderlich auf dieses Weibszug, das er, vielleicht infolge seiner angeborenen Einsilbigkeit, nicht ganz mit Unrecht als eine ihm feindlich gesinnte Macht betrachtete. Das mußte man aber sagen, gern oder ungern: Nett war diese kleine Emma! Gottfried schaute sich, wenn er sich von ihr unbeobachtet glaubte, vorsichtig nach ihr um und gewöhnte sich, so wenig er sonst ungerade Wege liebte, doch ein kleines bißchen das Schielen an. Ei der Tausend, was hatte die für prächtige Arme! Und ein Gesicht! Ein Gesicht... Gottfried konnte nicht anders, er mußte sich immer und immer wieder nach seiner schönen Nachbarin umschauen.

„Wir haben uns lang nicht gesehen, Gottfried,“ redete das Mädchen ihn nach einiger Zeit an.

Der Angeredete gab sich einen Ruck. Er wollte die gute Gelegenheit benützen und ihr einmal voll und frei ins Gesicht schauen. Als er aber die schönen blauen Augen des Mädchens offen seinen Blicken begegnen sah, wandte er sich wieder von

ihr ab und gab kleinlaut zurück: „Ja, seit der Schule nicht.“

Emma nickte.

„Das heißt, auf der Straße schnell ein paar Mal, so im Vorübergehen.“

„Ja, ja, wenn du das mitrechnen willst, dann schon. Aber sonst, mein ich?“

„Ich geh nicht viel fort am Abend!“ sagte Gottfried entschuldigend.

„Du solltest dir aber doch auch ein bißchen etwas gönnen. Siehst du, so immer nur schaffen und schaffen, das ist doch auch nichts!“

„Meinst du?“ fragte er, indem er sich schon im voraus auf eine bejahende Antwort freute.

„Ganz sicher nicht!“ sagte sie. Dabei schüttelte sie so energisch den Kopf, daß sich eine ihrer kastanienbraunen Locken löste und ihr vorwiegend um die Nase baumelte.

„Ach, das dumme Haar,“ sagte sie und flocht, mit beiden Händen zierlich nach der Widerspenstigen greifend, die Locken wieder ineinander.

Dabei sah Gottfried wieder diese prächtigen, in gesunder Arbeit schön gewordenen Arme. Er mußte, ohne daß er sich dessen bewußt war, denken: „Wenn sich einem so etwas Netties recht lieb und warm um den Hals legen würde . . .“

„Ach was, dummes Zeug!“ schimpfte er gleich darauf halblaut vor sich hin und klopfte dabei mit dem Absatz so nachdrücklich auf den tannenen Boden, daß alle am Tisch, am meisten aber seine wohlgefällige Nachbarin, erschreckt zusammensuckten.

„Was hast du denn?“ fragte Emil, der sich mit seinen Kameraden in ein eifriges Gespräch eingelassen und nicht mehr an die Anwesenheit seines Freundes gedacht hatte.

„Was schimpfst du, Gottfried?“ fragte auch Emma. Sie sah dabei den bisher so ruhigen und gesitteten Knaben verwundert an.

„Ach, nichts hab ich! Es ist mir halt grad was in den Sinn gekommen,“ warf er hin, und eine brennende Röte stieg ihm ins Gesicht.

Wie Gottfried und Emil, als die ersten, zum Gehen aufstanden, wurden sie von der kleinen Wirtstochter genau so freundschaftlich verabschiedet, wie sie empfangen worden waren. Sie hielt Gottfrieds Hand

noch in ihrer Rechten und sagte: „Man sieht dich nun hoffentlich bald wieder einmal, Gottfried! Grüße deine Schwester Agathe! Kommt gut nach Hause!“ rief sie den beiden Freunden noch unter der Türe nach. Dann wandte sie sich ab und den zurückgebliebenen Gästen zu.

„Ein Blikmädel, die Emma,“ konnte sich Gottfried, nachdem sie eine Weile schweigend nebeneinander gegangen waren, nicht zu sagen enthalten.

Emil schaute seinen Freund mit viel-sagendem Blinzeln von der Seite an.

„So? Ja, ja, die kann einem schon gefallen. Kommst du in acht Tagen wieder mit in den Sternen?“

„Natürlich!“ wollte Gottfried begeistert rufen. Irgend ein Gedanke aber, der ihm gerade durch den Kopf schoß, ließ es ihn nicht tun. „Ich weiß noch nicht,“ gab er schließlich stoßend zur Antwort.

Nach einigen Schritten, die sie wieder wortlos nebeneinander gegangen waren, fügte Gottfried einlenkend hinzu: „Du kannst aber bei uns vorbeikommen, wenn du willst. Wir werden ja dann sehen.“

Sie trennten sich mit einem kräftigen Händedruck und stapften in entgegengesetzter Richtung ihren Heim zu.

* * *

„Ist Vater bei dir?“ fragte Agathe des andern Tags so um die Mittagsstunde und steckte ihr blondes Köpfchen in die dunkle Werkstatt hinein.

„Eben war er noch da!“ gab Gottfried zur Antwort, indem er sich in seiner ganzen Breite der Schwester zuwandte. „Er wird wohl nebenan sein,“ fügte er, mit einer tiefen Falte zwischen den dunkeln Brauen, hinzu. „Sieh doch mal nach, Agathe; es ist vielleicht gut, wenn er von deiner Nähe weiß.“

Agathe verstand ihn und eilte besorgt hinüber zum Schuppen. Erfolglos durchsuchte sie den düstern Raum. Die zaghaften Schritte, mit denen sie zum Haus zurückkehrte, schienen kaum etwas mit ihrem frischen, lebensprühenden Wesen gemein zu haben.

Vor der offenen Türe zur Werkstatt machte sie Halt, als zögere sie einzutreten. Dann ging sie, die Türe leise öffnend und von innen wieder vorsichtig ins Schloß

drückend, in die Wohnung, wo sie sich schwer und müde auf das ausgediente rot und braun geblünte Sofa niederließ. Mit Augen, in denen sich langsam Tränen sammelten, schaute sie lange unbeweglich vor sich hin.

Des Bruders Stimme weckte sie aus ihren Träumen. „Agathe,“ sagte er und legte liebevoll seine schwere Hand auf ihre zusammenzuckende Schulter. „Schwester, nicht verzweifeln! Es wird schon wieder besser werden!“ Seine Stimme klang weich und hatte die Wirkung einer beruhigenden Arznei.

Gottfried hatte in der Werkstatt auf die Schwester gewartet und ihr Fernbleiben richtig gedeutet. Da es ihm war, als sei sie des Trostes bedürftig, hatte er den Hammer für einen Augenblick weggelegt und sie aufgesucht.

„Gottfried,“ sagte die Schwester und griff nach seiner Hand, „Gottfried, sag auch, was soll daraus werden? Das wird jetzt seit Wochen immer schlimmer mit unserm Vater. Und wenn du erst fort sein wirst, Gottfried, was soll ich dann machen, sag?“

Sie warf ihr Gesicht in beide Hände und schluchzte, tief zusammengekauert, daß Gottfried krampfhaft an sich halten mußte, um aufrecht zu bleiben und sich nicht aus der Fassung bringen zu lassen. Seine Stimme zitterte weich und voll Liebe, als er zu ihr sagte: „Sei stark, Agathe! Ich werde dich nicht mit ihm allein lassen.“

Agathe schaute auf und ihrem Bruder ins Gesicht, und es lag ein großes, noch nicht recht gläubiges Hoffen in allen Linien ihres vom Schmerz gefurchten Gesichts.

„Ich weiß, Schwester, daß es mir not tate, endlich hinaus und unter fremde Menschen zu kommen. Aber so, wie es jetzt bei uns steht, so kann ich dich nicht allein lassen mit — ihm.“ Er hatte sagen wollen, mit unserm Vater, hatte das Wort aber nicht auszusprechen vermocht.

Agathe lächelte unter ihren Tränen hervor und fragte, immer noch nicht ganz gläubig: „Wirklich, Gottfried, du willst hier bleiben?“

„Natürlich, Gute! Glaubst du, ich könnte mich an einem einzigen Abend beruhigt schlafen legen, wenn ich denken

müßte, daß du hier sitzen und weinen würdest und dir nicht zu helfen wüßtest vor Sorgen und vor Gram?“

„Ich danke dir!“ rief sie und griff nach seinen Händen. Gottfried entzog sie ihr. Er hatte, als sein Entschluß zur Reise kam, einen Augenblick an Emma und daran gedacht, daß er sie, wenn er hier bliebe, öfter würde sehen können. Und jetzt kam ihm der aufrichtige Dank seiner Schwester wie eine unverdiente Beweihräucherung von Heldentaten vor, die ihm nicht sein Verdienst, nicht seine Stärke, sondern weit eher das Ergebnis einer anfechtbaren Schwäche zu sein schienen. Seine Augen schauten unter den sich nach vorn schiebenden feinen Haarlinien trozig und unfreundlich in die Stube.

„Aber jetzt wollen wir nicht jammern, Schwester. Wir wollen sehen, wie wir mit der Sache fertig werden. Ich hab noch zu tun.“ Er gab ihr noch einmal die Hand; dann schritt er aufrecht und trozig zur Türe hinaus. Wenige Augenblicke darauf hörte Agathe wieder die Hammerschläge in klingendem Rhythmus auf den Amboss dröhnen.

* * *

Zwei männliche Gestalten kamen die Straße vom inneren Dorfe her. Die eine war ein Fuhrknecht im blauen Ueberhemd. In der Rechten hielt er, aufrecht wie einen gezogenen Degen, eine Geißel, die Linke führte ein Pferd am Halfter, eines jener schweren, dickblütigen Tiere, wie sie vor die Mehlfuhrwerke gespannt werden. Neben ihm ging der alte Schmiedemeister Hartmann auf zwei unsicheren Beinen. Er wankte sichtbarlich und schwakte unermüdlich darauf los, ohne zu beachten, daß sein Begleiter schon lange nicht mehr auf ihn hörte. Als sie bei der Hufschmiede angelangt waren, ging Hartmann in die Werkstatt, um sein Werkzeug zu holen.

Gottfried überfah mit einem Blick den Zustand seines Vaters. Er folgte ihm vor das Haus, griff nach seinem Handwerkzeug und sagte: „Laß mich das machen, Vater!“

„Laß doch!“ brummte der Alte und entzog dem Jungen die Hand mit den Werkzeugen durch einen raschen, unvermuteten Schwung nach hinten, mit dem er auf ein Haar das Pferd in den Leib getroffen hätte.

„Gib, Vater! Das ist ein schwerer Gaul. Ich bin stärker als du.“

Da lachte der alte Schmied boshaft auf: „Hab ich's nicht gesagt? Seht Ihr's jetzt? Diese jungen Kerle bilden sich — beim Teufel — was ein. Schulmeistern will er mich — und ist gar nicht lange her, da saß er noch selber auf der gehobelten Bank!“

Wieder überfiel ihn jenes boshafte, unheilvolle Lachen, das, zusammen mit den unbeherrschten Bewegungen und den irrflackernden, von Wein und Tabakrauch geröteten Augen, einen unheimlichen Eindruck erweckte.

Gottfried hatte einen roten Kopf bekommen und sah beschämt, wie sich der Knecht über seinen Vater lustig machte. Die Gesichtszüge des Jungen wurden straff. Er richtete die Blicke wie nadel-scharfe Pfeile auf den Knecht, ging zwei Schritte auf ihn zu und fragte laut und barsch: „Was fehlt dem Tier?“

Ehe der Knecht antworten konnte, fuhr der Alte dazwischen: „Den Teufel auch! Bin ich hier der Meister oder bist es du? Großmaul! Hast du nichts Gescheiteres zu tun als hier draußen Maulaffen feilzuhalten und deinen ehrlichen alten Vater vor fremden Leuten schlecht zu machen? Da seht Ihr,“ wandte er sich an den Knecht, „was man an seinen lieben Kindern hat! Erst hat man sie mit Not und Mühe aufgepäppelt, und dann, wenn sie groß sind und einem etwas sein könnten, machen sie einen schlecht mit ihrem blödsinnigen Gerede. Ein schöner Dank, bei Gott. Fünf- unddreißig Jahre lang hab ich mein Handwerk gekonnt. Aber heute — weil der da es besser weiß — bin ich ein Stümper!“

Gottfried ging mit hängendem Kopf stillschweigend in die Werkstatt. Dort zog er ein weißes Eisen aus den Kohlen und schlug mit lausendem Hammer darauf nieder, daß es zusehends in die Breite ging. Dann warf er das wertlos gewordene Stück achtlos in einen Winkel. Er setzte sich mit düsterem Gesicht auf eine umgestülpte, von Ruß und Kohlenstaub geschwärzte Kiste, und schwere Gedanken warfen ihre dunkeln Schatten auf sein kantiges Gesicht.

Die Stimme des Vaters weckte ihn aus seinem Sinnen. „Da! Du Großmaul!

Mach's, wenn du willst!“ rief er und warf ihm den Hammer vor die Füße.

Er hatte umsonst versucht, das schwere Tier zu beschlagen. Und als er einsehen mußte, daß es ihm in seinem Zustand nicht möglich war, soweit Herr seiner Kräfte zu werden, daß ihm die Arbeit gelingen würde, war er hineingewankt und hatte seinem Sohn das Werkzeug lallend hingeworfen.

Gottfried rührte sich nicht.

„Hab ich's nicht gesagt? Ein großes Maul, aber keine Hände zum Arbeiten!“ Mit höhnischem Lachen wandte sich der Alte ab.

Da bückte sich Gottfried nach dem Hammer, und die Finger fest um den ver-rückten Stiel gekrallt, ging er hinaus und hatte Mühe, sich sicher auf den Beinen zu halten. Nach wenigen Minuten aber konnte der Knecht mit dem neubeschlagenen Pferd nach Hause ziehen.

* * *

Als jener Tag kam, an dem sie in der vergangenen Woche im „Sternen“ gewesen waren, empfand Gottfried schon am frühen Morgen eine noch nie gekannte Unruhe. Wohl war keiner dieser letzten sieben Tage vergangen, ohne daß er sich mindestens einmal mit seinen Gedanken zu seiner Schulkameradin Emma verirrt hätte. Aber heute! Kaum daß er einen Augenblick nicht auf sich achtgab, gleich stand er wieder da wie ein philosophierender Delgöke und hatte nichts anderes in seinem ungebändigten Schädel als Emma, immer wieder Emma: das kastanienbraune Gelock, die lachenden Augen, die prächtigen Arme ...

„Verdammt! Ist denn das heute wie verhext!“ schimpfte er und gab sich einen kräftigen Ruck, der ihn so stark ins Gleichgewicht hineinwarf, daß er auf der andern Seite fast wieder herausfiel.

„Aber ein liebes, liebes Maitli ist sie doch!“ sagte er gleich darauf halblaut zu sich selber und bewegte langsam den Kopf von links nach rechts und von rechts nach links, als könne er nicht anders als ganz gewaltig darüber erstaunt sein, daß es auf der Welt so etwas Liebes gab, das er bisher noch gar nicht gesehen hatte.

Als Emil am Abend bei den Ge-

schwistern Hartmann anklopfte und wegen des verabredeten Spazierganges und eines kurzen Besuches im „Sternen“ vorsprach, fand er Gottfried ganz ungewohnter Weise im allerschönsten Sonntagsstaat.

Also angetan, verschönt und vervollkommenet, sah Gottfried aus wie ein frisch ausgestaffiertes, eben der schützenden Schachtel entnommenes Geburtstagskind.

„Boß Wetter! Feierst du heute Namenstag, Hochzeit, Kindstau, oder hast du gar heute morgen deine Korporalschnüre zugeschnitten bekommen?“ rief Emil in unverstellter Bewunderung, mit einem ganz kleinen Tröpfchen Spott im Hintergrund.

„Keins von allem!“ sagte Gottfried und benützte die kleine Pause, die durch die Begrüßung seiner eben eintretenden Schwester entstand, dazu, darüber nachzudenken, mit welcher halbwegs glaubhaften Lüge er sich aus der augenblicklichen Verlegenheit herausreißen könne. Da erinnerte er sich denn ihres gemeinsamen Pfarrers, und erfreut darüber, daß er sich noch den Anschein eines wackeren und allzeit kirchenfesten Glaubensgenossen geben konnte, sagte er: „Weißt du, es ist so selten, daß ich mich von der Arbeit frei mache, daß ich mir unsern gemeinsamen Abend wie so eine Art halben Sonntag vorstelle. Und da hab ich mir halt gedacht, du wirst dich noch einmal so leicht und noch einmal so frei fühlen, wenn du das Kleid, in dem du den ganzen Tag geschafft hast, mit einem bessern und saubern vertauschest. Du weißt ja, wie unser Herr Pfarrer immer darauf gehalten hat, daß wir am Sonntag sauber und gut angezogen waren. Und — siehst du — genau so geht es mir jetzt, wenn ich mir aus einem Abend ein bißchen Sonntag mache.“

Gottfried wunderte sich selber über seine vielen Worte und meinte, Emil und Agathe müßten die Lüge, die sich hinter diesen Phrasen kümmerlich versteckte, mit Händen greifen können. Aber so sehr waren sie an seine Aufrichtigkeit gewöhnt, daß sie ihm ohne weiteres glaubten und nur über seine sonderbare Auffassung nachsichtig lächelten.

Da kam sich Gottfried, samt seiner Lüge, furchtbar klein und lächerlich vor, und er beschloß, zumindest Agathe über

den wahren Grund seiner Verkleidung aufzuklären.

Die beiden Freunde gingen. Diesmal, so schien es Gottfried, fanden sich die Worte schon leichter von einem zum andern. Das gemeinsame, wenn auch nur für ihn bedeutende Erlebnis der vorigen Woche hatte auf beiden Seiten wackere Breschen geschlagen, und die als Knaben unzertrennliche Freunde gewesen, waren auf dem Weg, sich auch als Männer zu finden.

Emma begrüßte die beiden mit den lieblichsten Worten, die ihr für diese Angelegenheit zur Verfügung standen. Und auf Gottfried ruhten ihre Augen einen Augenblick mit solch innigem Glanz, daß er Lust gehabt hätte, Emil am Rockzipfel zu zerrn und zu rufen: „Hast du gesehen, wie sie mich ansieht?“

Ungeheißer setzte sich das Mädchen zu ihnen, und nicht lange ging es, da plauderten sie zu dritt von lustigen Tagen aus der Schulzeit. Von Schneeballengefechten, Schlittenpartien, Klettereien im Dorfbachtobel und mehr oder weniger ergötzlichen Episoden aus dem Klassenzimmer kam die Rede ganz allmählich auf jenes Gebiet hinüber, das nur ihnen allein bekannt und zu eigen war.

„Und weißt du noch, Gottfried,“ rief Emma munter mit blitzenden Augen, „wie mich einmal, als wir noch in der Primarschule waren, drei Realschüler verschneeballt haben, wie du mir geholfen und wie sie dich dann statt meiner angefallen, über den Haufen geworfen und mit Schnee eingezalzt haben!“

Gottfried erinnerte sich gut und bedauerte im Grunde recht herzlich, daß sie unterdessen zum Schneeballen zu alt geworden waren und daß sich schwerlich wieder Gelegenheit bieten werde, sich für seine heimliche Liebe verhauen zu lassen. Er war aber im Innersten befriedigt über sein damaliges Verhalten und hatte überhaupt nie mit einem Gedanken daran gedacht, daß seine Traktierung etwas anderes als eine Heldentat seinerseits gewesen sei; denn höheren Mächten gegenüber geziemt dem Menschen nachzugeben und für andere zu leiden, wenn anders man nicht in sträflicher Feigheit vorzog, das Weiße zu suchen und seine Kameraden erwischen zu lassen. Drei Realschüler gegen

einen einzigen streitbaren Primärler aber galten unbestritten als so eine Art höhere Macht und hatten im ganzen Dorf zu allen Zeiten dafür gegolten.

Also freute sich Gottfried, daß Emma sich seiner für sie verübten Heldentat so glänzend erinnerte, und er sehnte sich schon im geheimen auf eine hoffentlich bald sich findende Gelegenheit, wo er ihr seine Ergebenheit, wenn auch auf eine andere Art und Weise, neuerdings beweisen könnte.

Die beiden kramten nun, auch dann noch, als Emil sich seinen Kameraden zuwandte, behaglich in ihren Erinnerungen und Erlebnissen herum und taten das so lange und so gründlich, bis sie beide, allerdings jedes für sich und ganz im geheimen, davon überzeugt waren, daß sie zwei flotte Kerle seien und vorzüglich zusammen paßten.

Diesmal begleitete Emma die beiden Freunde nicht nur bis unter die Haustüre, sondern bis zum Brunnen, der neben dem Hause stand und die milde Nacht mit seinem Geplätscher geheimnisvoll erfüllte.

Als sie Gottfried die Hand zum Abschied drückte, flüsterte sie, ohne daß der bereits davoneilende Emil es hören konnte: „Komm doch einmal am Vormittag schnell vorbei; dann ist gewöhnlich niemand da, und wir können ungestört plaudern.“

Er wollte etwas erwidern, vielleicht, daß er nicht gut von seiner Arbeit wegkommen könne oder so etwas Unehliches.

„Du brauchst dich aber nicht extra schön zu machen. Es braucht's niemand zu merken,“ flüsterte sie noch, und schon hörte er das Rauschen ihrer Röcke, und bald darauf fiel die Haustüre ins Schloß.

„Hast du etwa im Sinn, hier draußen zu übernachten, oder willst du Brunnenföhlein fangen?“ rief Emil, der, verwundert über das lange Verweilen Gottfrieds, stillgestanden war.

„Du mußt nicht etwa meinen, daß ich nichts gehört habe,“ sagte er, nachdem sie eine Weile stumm nebeneinander her gegangen waren. „Aber du brauchst keine Angst zu haben. Ich schwache nichts aus. Ich bin keiner von dieser Sorte,“ fügte er begütigend hinzu und lächelte dabei wohlwollend vor sich hin.

„Es ist nichts, das du nicht hättest hören dürfen,“ warf Gottfried brummig hin und freute sich doch, daß ihm die Gelegenheit eine peinliche Erklärung auf diese einfache Art erspart hatte. „Aber, daß du still sein willst, das ist mir schon recht. Du weißt, wegen dem Gerede.“

Emil nickte und brummte gutwillig: „Ja, ja, versteht sich.“

(Schluß folgt).

Die unsterbliche Liebe.

Nachdruck verboten.

Skizze von Elisabeth Görres, Stein a. Rh.

Ich liebe die Stunde, da Finsternis und Licht verschlungen sind in einer flüchtig schmerzlichen Umarmung, Das ist die Stunde weher, reizendster, unwirklichster Liebesträume ... ach, himmelsüßes, veilchenblaues Zauberland ... Bildgewordenes unserer geheimsten Zärtlichkeiten ... Da kommen die holden stillen weißen Frauen, die wir am tiefsten geliebt, breiten einen milden Duft von Vergangenheit, Traum und Tod, flüstern mit dunkeln Stimmen der Abgeschiedenen, sanft und schwermütig wie ein Chopinscher Liebesfang, dem fernem scharlachblutigen Trompetenbraus des Lebens entrückt, todversunken lächelnd und lilienfein lieblosend mit weichen Händen, in denen alle Wollust und alle

Geheimnisse des Lebens und des Todes sind. Ach, wie lieben wir diese lieblichen Niegekannten, Längstgestorbenen, Niegewesenen, diese süßen, rasch vergleitenden Zwielihtgespenster ... Oder die andern, die noch leben, fern von uns — vielleicht auf der andern Seite der Erde — deren Saum wir einmal gestreift einen rasch verglittenen Herzschlag lang mit einem bängen, schattenhaft erloschenen Schmerz — Augen, die uns in zärtlichem, flüchtigem Vorüberträumen faszinierten, der Klang einer Stimme, kaum erfaßt und schon für uns versunken, der Reiz eines Lächelns, die weiche Bewegung einer unbekanntenen weißen Hand — und die uns erregen bis ins Herz, seltsam bewegen von Freude oder